

---

## Über die Grenzen der Sprache

---

**Vorbemerkung.** Da ich von Ökonomie und Betriebswissenschaft keine Ahnung habe, muß ich mich auf Bemerkungen beschränken, die sich auf Sprache im allgemeinen beziehen. Doch da auch Betriebsleiter in ihren Konversationen mit Kollegen und Interaktionen mit Betriebsmitgliedern sich auf die Sprache als Verständigungsmittel verlassen, nehme ich an, daß meine Ausführungen über die Grenzen dieses Werkzeugs auch in der mir fremden Disziplin Anstoß zu fruchtbarem Nachdenken geben können.

---

Ludwig Wittgenstein, wohl der meistzitierte Philosoph des zwanzigsten Jahrhunderts, begann sein Werk mit einem Traktat, in dem er unter anderem eine Theorie der Sprache präsentierte, die als „Bildtheorie“ weithin bekannt wurde. Diese Theorie besagte nicht etwa, daß Wörter Dinge abbildeten, sondern daß die formale Struktur sprachlicher Aussagen die logische Struktur der Welt widerspiegeln.<sup>1</sup> Später verwarf Wittgenstein die Bildtheorie und wandte sich der Frage zu, wie Wortbedeutungen in der Praxis des Sprachgebrauchs gebildet werden, so daß Sprache als Verständigungsmittel funktionieren kann. Der Ausdruck „Sprachspiel“ wurde grundlegend als Erklärung, wie es im Lauf von Interaktionen in der Lebenswelt dazu kommt, daß sprachliche Aussagen zu gegenseitigem Verständnis führen.<sup>2</sup>

In den folgenden Thesen versuche ich aus der konstruktivistischen Perspektive die Grenzen dieses Verständnisses aufzuzeigen. Ich möchte ausdrücklich betonen, daß ich mit der Idee des Sprachspiels völlig einverstanden bin, jedoch finde, daß es einiger epistemologischer Ausführungen bedarf, um diesen Ansatz in unserem Denken über Sprache tragbar zu machen.

- 1 Wörter bedeuten Begriffe, Begriffe deuten auf Vorstellungen.
- 1.1 In der herkömmlichen Referenztheorie beziehen Wörter sich auf Dinge der realen Welt, die angeblich als solche unabhängig von denkenden Subjekten „existieren“. Die von Jean Piaget begründete konstruktivistische Wissenstheorie hat jedoch unter anderem gezeigt, daß unsere Vorstellungen von den Dingen, mit denen wir die Welt unseres Erlebens möblieren, ohne Bezug auf eine ontologische Realität gebildet werden.<sup>3</sup> Sprachliche Verständigung verlangt dann, daß Heranwachsende ihre individuellen Vorstellungen im Lauf von

- Sprachspielen hinreichend an die Vorstellungen anderer Sprachbenützer anpassen. Es geht also nicht um Abbilder von Dingen an sich, sondern um brauchbare, mehr oder weniger intersubjektive Vorstellungen.
- 1.2 Rudimentäre Vorstellungen bilden sich im Kind bereits in den ersten zwei Jahren. Sie dienen zum „Wiedererkennen“ von Erlebnisfolgen, die bereits wiederholt erlebt worden sind, und darum nenne ich sie „Erkennungsmuster“. Einige von diesen mögen genetisch vorbestimmt sein und können darum ohne Lernen durch einzelne sensorische Elemente beim ersten Erleben hervorgerufen werden. Ihre Zahl ist verschwindend klein im Vergleich zu den unzähligen Erkennungsmustern und eigentlichen Vorstellungen, die dann im Lauf des Heranwachsens und des erwachsenen Lebens von jedem Einzelnen gebildet werden.
    - 1.2.1 Der Unterschied zwischen Erkennungsmustern und eigentlichen Vorstellungen besteht darin, daß erstere nur von sensorischen Elementen im Erlebensfluß ausgelöst werden, während letztere willentlich und unabhängig von vorhandenen sensorischen Signalen hervorgebracht werden können. (So können Sie sich zum Beispiel jetzt einen Elefanten vorstellen, obschon diese Vorstellung nicht den geringsten Zusammenhang mit Ihrem gegenwärtigen Wahrnehmungsfeld hat.)
    - 1.2.2 Die Fähigkeit der spontanen Vorstellung ist in Piagets Kognitionstheorie unerlässlich für das, was er „Objektpermanenz“ nannte. Das heißt, Gegenstände haben in der Wirklichkeit des denkenden Subjekts erst dann Dauerhaftigkeit und „Existenz“, wenn das Subjekt willkürlich Vorstellungen von ihnen hervorrufen kann.
    - 1.2.3 Diese „frei“ zugänglichen Vorstellungen sind in meiner Interpretation des Konstruktivismus auch die Grundbedingung, um von „Begriffen“ zu sprechen. Wobei hinzuzufügen ist, daß Vorstellungen nicht immer visuell sein müssen. Abstrakte Begriffe beruhen auf Vorstellungen von mentalen Operationen, deren Ausführung nötig ist, um den Begriff zu schaffen.<sup>4</sup>
  - 1.3 Wörter beziehen sich auf Begriffe. Das heißt, die Bedeutung eines Wortes ist der Begriff, den der/die Sprechende mit eben diesem Wort assoziiert hat. Wird ein Wort gelesen oder gehört, so ist seine Bedeutung der Begriff, den es in der jeweiligen Person hervorruft.
    - 1.3.1 Was ein Mitglied einer Sprachgruppe mit den Wörtern der betreffenden Sprache assoziiert, hängt von den Situationen ab, in denen er oder sie das Wort gehört, versuchsweise benützt, und ihm schließlich eine mehr oder weniger feste Bedeutung zugeschrieben hat.
  - 2 Wortbedeutungen sind subjektive Konstrukte.
    - 2.1 Da die Bedeutung eines Wortes unter allen Umständen aus der eigenen Erfahrung eines Individuums aufgebaut wird, ist es unsinnig anzunehmen, daß sie für alle Sprecher einer Sprache die gleiche sein müßte.
    - 2.2 Kinder bauen sich die Muttersprache im Umgang mit Erwachsenen. Da sie in vielem auf diese angewiesen sind, müssen Kinder wohl oder übel lernen, welche

Erfahrungsgegenstände die Erwachsenen „meinen“, wenn sie das eine oder andere Wort aussprechen. Da wir als Erwachsene längst vergessen haben, wie wir das Sprechen erlernten, haben wir kaum eine Ahnung, wie komplex diese Aufgabe war. Für jedes Wort mußte zunächst ein „Erkennungsmuster“ gebildet werden, bevor es im Hörfeld als wiederkehrendes, konstantes „Lautbild“<sup>5</sup> erkannt werden konnte. Diese Konstanz ist unerlässlich, wenn eine Bedeutung mit dem Wort assoziiert werden soll. Zudem mußte etwas im jeweiligen Wahrnehmungsfeld isoliert werden, auf das das Wort sich möglicherweise beziehen konnte, wenn es gehört wurde. Das führte zu Bedeutungshypothesen, die das Kind dann bestätigen oder widerlegen konnte, indem es das Wort selber aussprach und den Effekt auf erwachsene Hörer beobachtete. Mit der Zeit führte dieser Lernweg zu einer ungefähren Anpassung an den Erwachsenen Sprachgebrauch.

- 2.2.1 Wir lernen unsere Sprache auf Grund der sozialen Interaktionen mit anderen Sprechern. Das Endergebnis dieses Lernens ist jedoch nicht die Gleichheit der Wortbedeutungen in allen Sprechern, sondern lediglich eine relative Kompatibilität im Gebrauch. Wir abstrahieren zum Beispiel die Bedeutung des Wortes „Apfel“ von unseren Apfelerlebnissen, während andere die Bedeutung von den ihren abstrahieren. Nun sind aber die Erlebnisse einer Person nie ganz die gleichen wie jene anderer. Darum gibt es stets Diskrepanzen der Bedeutung; doch im Laufe fortgesetzter Interaktion mit anderen Sprechern werden die Unterschiede zumindest so weit reduziert, daß sie unter alltäglichen Umständen keine Rolle mehr spielen.
- 3 Begriffe deuten auf Vorstellungen, müssen diese aber nicht immer hervorrufen.
- 3.1 Sprachliche Kompetenz beruht unter anderem auch darin, daß man beim Hören oder Lesen den Sinn der Sätze und des Texts *versteht*, auch wenn man nicht alle der mit den Wörtern assoziierten Vorstellungen hervorgebracht hat. Wenn ein Freund Ihnen erzählt, er sei auf seiner Geschäftsreise letzte Woche in Rom, Zürich und Wien gewesen, so verstehen Sie was er sagt, ohne sich die Mühe zu machen, Vorstellungen der drei Städte hervorzurufen. Es genügt, daß Sie einen Begriff von diesen Städten haben (z.B. daß sie in verschiedenen Ländern liegen und südlich oder nördlich von Ihnen) und daß Sie, wenn die Konversation es verlangen sollte, in der Lage sind, aus eigener Erfahrung oder auf Grund dessen, was Ihr Freund erzählt, den Begriffen passende Vorstellungen hinzuzufügen.
- 3.2 Die erste These läßt sich nun für die Praxis genauer ausdrücken: Für Sprachkundige implizieren Wörter Begriffe und Begriffe Vorstellungen. Das gilt für konkrete Dinge ebenso wie für abstrakte. Symbole der Mathematik mögen als Beispiel dienen. Mathematisch einigermaßen Bewanderte sehen die Formel „ $r^2$ “ als Aufforderung zu einer Folge von mentalen Operationen, die den Flächeninhalt eines Kreises ergeben. Sie *verstehen* die Symbole, ohne die implizierten Operationen auszuführen, weil sie wissen, welche Operationen es sind und sie auch ausführen könnten, sobald spezifische Werte eingesetzt würden. Ohne dieses Wissen kann ihnen nur ein formalistischer Mephistopheles falsche Zuversicht einflößen, indem er sagt: Denn eben wo Begriffe fehlen, da stellt ein Symbol zur rechten Zeit sich ein.<sup>6</sup> Doch Wörter und Symbole bleiben

sinnlose Zeichen für alle jene, die von den implizierten Bedeutungen keinen Begriff haben.

- 4 Verstehen gründet sich auf das Wissen, was von den Zeichen, die wir als Wörter oder Symbole erkennen, bedeutet wird, und auf die Fähigkeit, diesen Bedeutungen Vorstellungen zuzuschreiben. Sprache verlangt unter allen Umständen individuelle Interpretation, und interpretieren können nur Individuen, die das jeweils nötige Repertoire von Erfahrungen haben.

## **Zusammenfassung**

Wer diese Thesen über die Funktion und das Erlernen der Sprache annimmt, wird sich kaum wundern, daß Pannen der Verständigung nichts Außergewöhnliches sind. In der einen oder anderen Form kommen sie in fast jeder Konversation vor, bleiben aber oft unbemerkt, weil die Konversation nicht lang genug fortgesetzt wird oder nicht derart ist, daß Mißverständnisse beobachtbare Folgen nach sich ziehen. In Betrieben, wo es oft wichtig ist, daß das, was gesagt wird, vom Empfänger so verstanden wird, daß dessen Reaktionen dem entsprechen, was der Sprecher erwartet, ist es darum nicht ungefährlich, „richtiges“ Verständnis als selbstverständlich vorauszusetzen. Aus diesem Grund ist es nötig, daß zum Beispiel ein Auftraggeber von dem Erfahrungsbereich der Personen, die den Auftrag ausführen sollen, ein hinreichendes Bild hat, um zumindest ungefähr abschätzen zu können, wie diese ihn interpretieren werden und ob die nötigen Handlungsfolgen tatsächlich im Erfahrungsbereich der Beauftragten liegen. Das mag naiv erscheinen, doch wer etwa mit Schullehrern zu tun hat, kann nur zu oft feststellen, daß diese elementare Voraussetzung nur selten in Betracht gezogen wird.

Da Wortbedeutungen aus der konstruktivistischen Perspektive subjektive Konstrukte sind, ist es von diesem Gesichtspunkt aus verfehlt, anzunehmen, daß das, was man sagt oder schreibt, vom Hörer oder Leser so verstanden werden muß, wie man es meint. Zweideutigkeiten und Mißverständnisse sind normal. Nur ein hinreichendes Repertoire gemeinsamer Erfahrungen kann ihr Vorkommen verhindern. Darum beruht die Kunst der Verständigung zu großem Teil darauf, die Möglichkeiten unerwünschter Interpretationen vorherzusehen und ihnen soweit wie möglich vorzubeugen. Diese Einsicht scheint mir beachtenswert, gleichgültig in welchem Fachbereich man sich bewegt.

## Literaturhinweise

- 1 Wittgenstein, L. (1933) *Tractatus logico-philosophicus*. London: Kegan-Paul, Trench, Trubner & Co.; 2nd printing.
- 2 Wittgenstein, L. (1953) *Philosophical investigations*. Oxford: Blackwell.
- 3 Piaget, J. (1937) *La construction du réel chez l'enfant*. Neuchâtel: Delachaux et Niestlé.  
Piaget, J. (1945) *La formation du symbole chez l'enfant*. Neuchâtel: Delachaux et Niestlé.
- 4 Glasersfeld, E.von (1997) *Wege des Wissens*. Heidelberg: Carl Auer; S.145–164.
- 5 de Saussure, F. (1959) *Course on general linguistics*. (Übersetzung von W.Baskin) New York: Philosophical Library (französische Originalausgabe, 1916).
- 6 Goethes „Faust“, 1. Teil, Auftritt des Schülers.

---

This paper was downloaded from the Ernst von Glasersfeld Homepage, maintained by Alexander Riegler.



It is licensed under the Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivs License. To view a copy of this license, visit <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/2.0/> or send a letter to Creative Commons, 559 Nathan Abbott Way, Stanford, CA 94305, USA.

Preprint version of 13 Feb 2006